

„Was verbirgt sich im Schlaf?
Was offenbart er?
Zu wem werden wir, wenn wir schlafen?“

Aurora schläft nicht mehr, seit Lupo sie wortlos verlassen hat. Sie hat Angst, nachts vor Traurigkeit das Atmen zu vergessen. Im Schlaflabor sagt man ihr, sie solle eine Nacht dort verbringen. Das Schlafverhalten aller Patienten wird gefilmt und ausgewertet. Die Aufnahmen bekommen sie aber nicht zu sehen: Sie könnten Angst auslösen.

Auf dem Schreibtisch des Mediziners liegt ein Stapel DVDs von Schlafenden. Aurora, kurz allein im Raum, folgt einem Impuls, steckt die oberen drei ein und geht. Tagsüber unterrichtet sie Italienisch in Marseille und fühlt sich oft in sich ganz fremd. Nachts, schlaflos, erkundet sie am Bildschirm die Nächte dreier Fremder: Ismael, der Junge mit den ruhelosen Beinen, Marius, der am Tag Instrumente baut und nachts mit Gespenstern ringt, André, der Seemann, dem die See verboten ist, weil er an der Schlafkrankheit leidet.

Aurora hat das dringende Gefühl, sie treffen zu müssen. Sie ruft die Nummern auf den DVDs an und gibt sich als Mitarbeiterin des Schlafzentrums aus ...

www.verlagshaus-roemerweg.de

ISBN 978-3-7374-1265-0



Die Flügel der Schlaflosen

Arianna Cecconi

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

Arianna Cecconi

Die Flügel der Schlaflosen

Roman

Arianna Cecconi

DIE FLÜGEL DER SCHLAFLOSEN

Arianna Cecconi

DIE FLÜGEL DER SCHLAFLOSEN

Roman

Aus dem Italienischen
von Klaudia Ruschkowski

Für Carlos, der Angst hatte zu schlafen
Für Giulia, die morgens den Träumen lauscht
Für Franco, der im Schlaf musizierte
Für Tuia, die immer früh aufsteht und mir den
belorussischen Studenten vorgestellt hat
Für Fabio, der nur von Transportmitteln träumt

Arianna Cecconi

geboren 1977 in Mailand, ist Anthropologin und Schriftstellerin und lebt in Marseille und in Italien. Sie forscht an der École des Hautes Études im Bereich Sozialwissenschaften und lehrt Religionsanthropologie an der Mailänder Universität Bicocca. Politische Gewalt, magisch-religiöse Praktiken, Träume und Schlaf sind ihre Forschungsthemen. Seit 2016 ist sie an einem Projekt zu Schlaf und Prekarität in den Vororten von Marseille beteiligt. Sie schreibt anthropologische Abhandlungen, Essays und Romane. Im Verlag S. Marix erschien 2023 in der Reihe PERLEN ihr Roman *Teresas Geheimnis*.

Klaudia Ruschkowski

ist Autorin, Dramaturgin, Herausgeberin und literarische Übersetzerin aus dem Italienischen und Englischen. Sie beschäftigt sich mit dem Werk von Etel Adnan, Elsa Morante, Goliarda Sapienza und Margaret Fuller, entdeckt Autorinnen (wieder) und konzipiert Literatur- und Kunstprojekte. Mehrere ihrer Hörspiele über Künstlerpersönlichkeiten wurden ausgezeichnet. Im S. Marix Verlag erschien ihr Roman *Rot, sagte er*. Ebenfalls bei S. Marix gibt sie die Reihe *PERLEN – Bedeutende italienische Autorinnen des 20. und 21. Jahrhunderts* heraus. Sie lebt bei Köln und bei Perugia.

Mein Name ist die Grenze zwischen Nacht und Tag, ich bin der Übergang. Aurora. Ich warte auf den Morgen, bleibe aber im Bett liegen, mit geschlossenen Augen. Wir verbringen viel zu viel Zeit aufrecht, den Kopf erhoben, die Füße auf dem Boden, die Beine, die alles stützen müssen, die Schultern krumm. Wenn ich mich ausstrecke, dann strecken sich in mir auch meine Sprache und meine Gedanken aus, die Wörter verändern ihren gewohnten Weg von Nord nach Süd, werden langsamer und unvorhersehbarer. Es gibt Geschichten, die man nur im Liegen erzählen kann, und ich bleibe liegen, um ihnen zuzuhören, mit geschlossenen Augen. Schlafen ist etwas anderes, schlafen macht mir Angst.

Zum ersten Mal wurde mir das in einer Nacht vor zwei Jahren bewusst, denn im Schlaf habe ich vergessen zu atmen. Für ein paar Sekunden ist alles stehengeblieben, ich bin gegangen, habe meinen Körper preisgegeben und ihn im Bett unter der Decke zurückgelassen. »Aurora, Aurora!« Er rief nach mir. Ich hörte meinen Namen durch das Zimmer kreisen und die Luft, die sich irgendwo versteckt hatte, machte wieder ein Geräusch. Ich erwachte, seine Hand auf meinem Herzen, ich kam von weither.

»Du hast nicht mehr geatmet«, sagte er besorgt. Vielleicht war es mir zuvor schon einmal passiert und es konnte mir von da an jede Nacht zehnmal zustoßen, aber ich werde es nie erfahren, denn er ist fort und ich schlafe jetzt allein.

Nachts kann ich mir nicht mehr vertrauen. Der Schlaf ist mein Abgrund, ein dunkles Meer, in das ich hineingleite, in

dem ich verschwinde. Hände drücken auf meine Brust, das Zimmer schrumpft, die Wände rücken auf mich zu und dann wird der Raum zu meinem Körper, der sich zusammenzieht, der mich umspannt. Die Luft entweicht und ich werde vom Bett verschluckt, jäh tauche ich wieder auf und beginne zu husten, den Mund aufgerissen wie die Fische, die an die Oberfläche kommen.

Atmen ist ein Kunststück. Alles die Schuld von Undines Fluch. Das kann kein Zufall sein: Und jetzt gibt es nachts, während ich mich im Bett wälze, immer einen Moment, wo ich an Undine denke. Und an dich.

Die Tochter des Meereskönigs wollte auf der Erde leben. Sie hieß Undine und war unsterblich, besaß aber keine menschliche Seele. Die einzige Möglichkeit, sie zu erlangen, bestand darin, die Liebe eines Mannes zu gewinnen und ihm ein Kind zu schenken. Um auf der Erde zu leben, entsagte die Tochter des Meereskönigs allem und wurde zu einem Mädchen. Sie wuchs bei einem Fischer-Vater auf und Sir Lawrence, ein Ritter, verliebte sich in sie und versprach ihr, sie bis zu seinem letzten Atemzug zu lieben. Aber die Versprechen der Sterblichen halten nicht ein Leben lang. Ein Jahr nach der Hochzeit gebar Undine einen Sohn und von diesem Tag an alterte sie. Eines Morgens, als sie an den Stallungen des Palastes vorbeiging, hörte sie ihren geliebten Mann schnarchen. Von Zärtlichkeit ergriffen öffnete Undine leise die Tür, um ihn schlafen zu sehen. Sie erblickte ihn nackt und er war nicht allein, in seinen Armen hielt er eine andere Menschenfrau. Die Tochter des Meereskönigs kannte die Eifersucht bislang nicht, sie wurde davon überwältigt und ihrem Mund entfuhr ein Fluch: »Du, der du mir Treue bis zum letzten Atemzug geschworen hast, wirst, sobald du in Schlaf fällst, zu atmen vergessen.«

8. Februar

»Wissen Sie, dass man tausendfünfhundert Seiten braucht, um die Aktivität eines schlafenden Gehirns aufzuzeichnen?«

Der Schlafmediziner öffnet einen Schrank und entnimmt ihm einen neuen Patientenbogen: meinen. Tausendfünfhundert Seiten, durchkreuzt von einer Odyssee aus Linien, Unebenheiten, Bergsilhouetten, Vorsprüngen. Das Kritzelkrazel eines Kindes oder eine Geheimsprache.

Ich war bereits vor elf Uhr dort. Im dritten Stock folgte ich dem handgeschriebenen Hinweis »Schlafzentrum« und dann den Pfeilen, die mich in einen langen, fensterlosen Flur führten. Ich hatte mir einen großen Raum voller Betten vorgestellt, Menschen, die überall schlafen, eine diffuse Trägheit, Lavendelduft. Hinter einer Glastür verwandelt sich die Klinik jedoch einfach in ein Schlaflabor. Keine deutliche Grenze, nur ein Schild mit der Aufschrift »Ruhe«. Im Warteraum sitzen drei Männer. Wach.

Ich wusste nicht einmal, dass »Schlafzentren« existieren, mein Arzt hat mir gesagt, es gebe eins im Hôpital Nord.

Die Warteliste ist extrem lang, ich musste mich hundertelf Nächte bis zu diesem Termin gedulden, an dem all meine Hoffnungen hängen. Heute treffe ich endlich jemanden, der mir zum Schlafen verhilft, der Undines Fluch aufhebt.

Der Schlafmediziner sieht aus wie jeder andere Arzt, weißer Kittel, um die sechzig, bräunlicher Teint, gestutzter Schnurrbart und glatte Hände, die keine schweren Arbeiten gewohnt sind. Unter dem Kittel schaut der Kragen eines geblühten Hemdes hervor und mich beeindruckten

die violetten Augenringe, die sich in seine Wangenknochen graben. Auch er scheint müde zu sein.

Neben seinem Schreibtisch steht ein großer Schrank mit einem offenen Rollladen aus Metall, darin befinden sich Hunderte von DVDs. Auf einem Regal stapelt sich Papier, das müssen die aufgezeichneten Gehirne sein. Ich möchte durch die Stöße blättern und herausfinden, was sie zu erzählen haben.

»Fangen wir mit Ihrem Namen an«, sagt der Arzt und zieht die dichten grauen Augenbrauen in die Höhe, die sich mitten auf der Stirn berühren. Seine Augen sind klein, als wäre er gewohnt, im Dunkeln zu leben.

»Aurora Ruggeri.«

»Alter?«

Ich schaue ihn an und erwarte gleich darauf die Frage nach den Kindern.

»Ich bin zweiundvierzig«, und diese Stadt ist voll von Kindern, aber keins davon ist meins.

»Beruf?«

»Lehrerin.«

»Sie wohnen?«

»In Marseille«, und ich versichere dir, dass ich nie daran gedacht hätte. Ich bin vor zehn Jahren gekommen, um einen Kaffee zu trinken, nur für einen Zwischenstopp, Marseille lag auf halber Strecke zwischen mir und Ferien in Spanien. Nun dauert der Kaffee bereits zehn Jahre.

»Ich habe nichts gesucht und Marseille gefunden«, sagte ich vorgestern noch zum Gemischtwarenhändler bei mir an der Ecke. Er verkauft ein bisschen was von allem, Louisa- und Bernadette-Kartoffeln, Seifenpulver, Reis in großen Säcken, Baguettes, Putzmittel und Konservenbüchsen. Er ist Algerier, hochgewachsen, dünn, das Gesicht schmal mit einer langen, spitzen Nase, ähnlich wie meine, die grauen

Haare kurzgeschnitten. Wenn ich sein Geschäft betrete, grüßt er und fragt mich gleich: »Weißt du, was heute für ein Tag ist?«, und er erzählt mir, was sich an diesem Tag in Algerien ereignet hat. Er behauptet, es stimme nicht, dass, wer sucht, auch findet. Es gibt Leute, sagt er, die suchen ihr ganzes Leben lang und finden nichts, das Suchen ist für sie ein notwendiger Vorgang, andere hingegen finden etwas, ohne zu suchen.

»Ich habe nichts gesucht und Marseille gefunden«, wiederhole ich für mich und schaue den Arzt an.

»Sie haben einen kleinen Akzent, woher kommen Sie?«, will er originell sein, er weiß nicht, dass diese Frage mich vom Bäcker über die Bar bis zur Schlange in der Post begleitet und jedes Mal gestellt wird, wenn ich jemanden kennenlerne. Auch nach zehn Jahren gelingt es mir nicht, das französische »r« richtig zu rollen.

»Ich bin Italienerin.«

»Besondere Störungen?« In seinem Rücken eine große Glasfront, horizontale Wolken legen sich über die weißen Türme. Hintereinander aufgereihete Wohnsilos, riesige Bonttürme gespickt mit Fenstern, zu schmal, um das Meer zu sehen. Das sind die Quartiers Nord von Marseille, wo man nie hinkommt, außer man wohnt dort.

»Besondere Störungen?«, wiederholt er.

»Atmen«, und seit ich entdeckt habe, dass wir pro Minute 4,7 Liter Luft brauchen, während wir schlafen, und 12.000 an jedem einzelnen Tag, denke ich unaufhörlich daran, was das für eine gewaltige Menge ist.

»Ich bin Asthmatikerin«, setze ich hinzu.

»Von Geburt an?« Hin und wieder geht sein Blick über mich hinweg, als säße ich nicht vor ihm, er denkt an etwas anderes. Das ärgert mich, er hat keine Ahnung, wie sehr ich auf diesen Moment gewartet habe.

»Ich weiß nicht, ab wann genau, aber seit meiner Kindheit macht mir das Atmen Mühe.« Schwierig, den exakten Zeitpunkt zu erinnern, an dem mein Atem sich verengte.

»Nehmen Sie Medikamente?«, die Vokale des Arztes hüpfen im Singsang eines südfranzösischen Akzents.

»Antihistamine und Ventolin helfen fast gar nichts mehr.« Den Wind in der Tasche zu tragen ist nichts für jeden. Der erste Asthmatiker, in den ich mich verliebte, war larmoyant, problematisch und hatte wässrige Augen. Er inhalierte Ventolin, bevor er das Schulgebäude betrat, und ich verfolgte aufmerksam, wie er den Hals langmachte, nach oben schaute und versuchte, sich dem Himmel zu nähern.

Niemand hat mir je gesagt, dass die Luft durch die Nase austreten muss. Ich habe zweiundvierzig Jahre lang gelebt, ohne es zu wissen, obwohl die Bemerkung gereicht hätte: »Pass auf, beim Atmen muss die Luft durch die Nase ein- und austreten.« Stattdessen sollte ich es fast zufällig vor zwei Monaten erfahren. Millionen von Tagen und Nächten habe ich durch den Mund geatmet, gehört, wie die Luft mühsam meiner mandellosen Kehle entwich. Die Mandeln haben sie mir in den Achtzigern rausgenommen und erklärt, sie seien zu nichts nütze. Zwei kleine Knollen, die zufällig zwischen Rachen und Speiseröhre gelandet sind. »Kann es wirklich sein, dass sie keinen Zweck erfüllen?« »Keinen«, hatte der Hausarzt gesagt. »Kann ich sie behalten?«, worauf er sie in ein Gläschen mit Formalin senkte. Ich frage mich, wo all die anderen Mandeln geblieben sind, die in den Achtzigern rausgenommen wurden. Das Gläschen mit meinen steht im Arzneischrank im Bad und auf dem Spiegel klebt ein gelber Post-it: »Die Luft geht durch die Nase herein und durch die Nase heraus, nicht durch den Mund.« In der Wohnung kleben viele andere

Post-its und Zettelchen, ich notiere die wichtigen Dinge, um sie nicht zu vergessen.

»Wann begann dieses Erstickungsgefühl beim Schlafen?« Der Arzt macht Kreuzchen auf meinem Patientenbogen.

»Vor etwa zwei Jahren. Jetzt schlafe ich nur noch ganz wenig und wenn ich aufwache, bin ich schon wieder müde und habe einen schweren Kopf.«

»Nach dem, was Sie erzählen, leiden Sie außer an Asthma auch an einer Schlafapnoe.«

Ich denke sofort an Undine, aber er erwähnt sie mit keinem Wort. Er steht auf und holt einen Apparat aus dem Schrank, mit einem Schlauch und einer Maske, beides ist an einem Motor befestigt. Er stellt ihn auf den Schreibtisch und als er einen Knopf drückt, beginnt er mit einem metallischen Geräusch zu schnarren.

»Damit werden Sie besser schlafen, aber zunächst einmal verbringen Sie eine Nacht hier im Zentrum, um die Diagnose zu bestätigen.«

»Eine ganze Nacht?« Ich schlafe nicht gern woanders, noch weniger in einer Klinik.

»Wir werden eine Polysomnographie machen, das ist eine filmische Aufzeichnung Ihres Schlafes.«

Ich brauche einen Augenblick, um zu begreifen, was er gesagt hat.

»Wie, filmisch?«

»Die Menschen, die bei uns im Zentrum schlafen, werden während der gesamten Nacht gefilmt, dadurch können wir ihr Schlafverhalten überwachen.« Er streicht über das Atemgerät, als wäre es eine Katze, die auf seinem Schreibtisch kauert.

Seine Arbeit besteht also darin, den anderen beim Schlafen zuzusehen? Jetzt verstehe ich, was die vielen DVDs in seinem Schrank sollen.

»Ich werde niemandem erlauben, die Intimität meines Schlafes zu verletzen«, sage ich entschieden, stehe auf, schlage die Tür zu und seine kleinen Augen weiten sich, während ich im Flur verschwinde.

Solche Filme produziere ich millionenfach, alle Szenen, die meinen Kopf nie verlassen haben und über jeden Verdacht erhaben sind, denn danach bin ich fügsam wie ein Haustier, dessen Herrchen gebrüllt hat.

»Wenigstens werde ich mich schlafen sehen können«, ist das Einzige, was ich mit dünner Stimme vorbringe. Dabei betrachte ich die Papiere auf dem Schreibtisch.

»Es tut mir leid, aber das ist untersagt«, füllt der Arzt weiterhin meinen Patientenbogen aus, als wäre ich nicht im Raum.

»Was ist untersagt?«

»Sich schlafen zu sehen. Wir können dem Patienten die Aufzeichnung nicht zeigen.« Sein Tonfall bleibt gleich, ein Satz, den er schon hundertmal gesagt haben muss, und mit seinen glatten Händen faltet er gelassen meinen Bogen.

»Ich verstehe nicht ...«

»Das ist mir schon bewusst, aber die Klinik schreibt es so vor.« Er hebt er die Augen und sieht mich ernst an.

»Warum?«

Er macht eine Pause, dreht sich zum Fenster und setzt hinzu: »Es könnte Angst auslösen.«

Ich schlucke, mich überkommt ein Befremden, das mich erstarren lässt, ich bleibe still in der Erwartung, dass er weiterspricht, dass er es mir erklärt, aber da kommt die Sekretärin herein, um ihn ein Dokument unterschreiben zu lassen. Sie wirft mir ein unverbindliches Lächeln zu und er nutzt die Gelegenheit, das Thema zu wechseln.

»Was tun Sie, wenn Sie nicht schlafen können?«

Es könnte Angst auslösen. Ich spüre, wie die Luft aus dem Raum weicht, und beginne zu husten.

Der Arzt schenkt mir ein Glas Wasser ein und ich atme tief durch, das »Angst auslösen« hallt in mir wider. Ich will gehen, sitze aber da wie festgeklebt.

»Ich bleibe im Bett und wart-«, der Husten verschluckt den Rest des Wortes. Ich beneide alle, die sich mit irgendetwas beschäftigen, wenn sie nicht schlafen können. Der Schlaf macht mir Angst, aber das Einzige, wozu ich fähig bin, ist warten.

»Schlafen Sie allein?« Es ist, als würde er mich bereits filmen, aber nicht im Schlafzentrum, sondern in meinem Zimmer, vom Sessel am Fenster aus, ein Schatten in einem weißen Kittel. Ich fröstele.

»Ja«, lüge ich. Ich bin nicht allein, er kommt jede Nacht, immer um eine andere Zeit. Heute war es um Viertel nach drei. Ich starrte zur Decke und er tauchte vor mir auf. Ich schloss die Augen, um ihn nicht zu sehen. »Jetzt stehe ich auf, gehe in die Küche und trinke Wasser«, sagte ich mir, mehrmals, stattdessen blieb ich liegen, als hätte er mich ans Bett gefesselt. Auch er rührte sich nicht. Er betrachtete mich mit seinen dunkelbraunen, schwarz gesprenkelten, leicht schräg stehenden Augen, die Lippen halbgeschlossen, wortlos. Seit er fort ist, weiß ich nicht, was er tagsüber tut, aber wenn es dunkel wird, sucht er mich.

»Beginnen wir erstmal mit dieser Therapie«, beschließt der Arzt und schreibt »Melatonin« auf den Bogen, ein Name, der mich immer an eine Frucht, eine Stadt in der Provinz oder eine Schönheitscreme denken lässt.

»Da Sie Atmungsprobleme haben, kann ich Ihnen leider kein Schlafmittel verschreiben.«

Enttäuschung überwältigt mich, ich hätte gewollt, dass er mir eins von denen verschreibt, die Sulfonylureide,

Barbiturate, Benzodiazepine enthalten. Reisen in Galaxien, die einen verschlingen.

»Am 28. April verbringen Sie die Nacht dann hier bei uns.« Sein Ton ist trocken und bestimmt.

Ich trinke noch einen Schluck Wasser und der 28. April verwandelt sich in ein Blatt, das aus dem Kalender gerissen werden sollte.

Schnee

Das Wort Polysomnographie existierte vorher nicht und schwebt jetzt in der Luft, riesig, genau vor meinen Augen. Mein Schlaf produziert Wellen, die aufgezeichnet werden können? Jemand kann feststellen, an welchen Orten ich im Schlaf umherwandere und wen ich heimlich treffe?

Wenn du willst, Doktor, kannst du mein Gehirn im Wachzustand aufzeichnen, und dann befindest du dich mitten in den Straßen von Marseille, immer dieselben, Wege, die meine Füße auswendig kennen, weil sie sie an jedem Tag der Woche zurücklegen, immer gleich. Marseille ging mir unter die Haut, ohne dass ich es bemerkte, ich tat so, als wäre ich auf der Durchreise, Marseille tat so, als wäre nichts, und ließ mich nicht mehr gehen.

Die meiste Zeit des Tages verbringe ich in einer Schule oder in den Wohnungen anderer, Studentenbuden, Penthouse-Apartments mit Licht von allen Seiten, Wohnzimmer, mit Familienstücken vollgestopft, sitze auf Sofas oder auf Rattanstühlen. Das erste Mal bedeutet immer einen Nervenkitzel, ich klingele und im Kopf habe ich nur eine unbekannte Stimme, die nun ein Gesicht bekommen wird. Ich weiß, dass ich genau eine Stunde bleibe, und lege Wert darauf, vom Tisch aus, an den ich mich gleich setzen werde, die Eingangstür im Auge zu behalten. Ich hasse Korridore und geschlossene Räume, meine Sinne sind angespannt – es heißt, wenn man nicht schläft, hat man ein schwaches Nervenkostüm, und mir ist bewusst, dass ich den anderen tagsüber nicht vertraue.